„Wut weckt den Kampfgeist“

Sabine Gruber und Maxi Obexer über vierzig Jahre Südtiroler Autorinnen und Autorenvereinigung, Südtirols Literatur und den Kampf um eine weibliche Autorschaft.

Von

Redaktion / Redazione
21.02.2021

Sabine Gruber und Maxi Obexer im Gespräch

Maxi Obexer (M.O.): ***Wie beschreibst du die Zeit, als Du Dich der Südtiroler Autorenvereinigung angeschlossen hast?***
Welche politische, gesellschaftliche und literarische Notwendigkeit gab es für dich?
Welche Bedeutung hatte sie für eine angehende Autorin?

Sabine Gruber (S.G.): Ich wusste als schreibende und Literatur lesende Gymnasialschülerin von der Existenz der SAV, aber ich hätte mich damals sicher nicht allein hin getraut. Zur ersten Sitzung bin ich über Renate Mumelter eingeladen worden. Sie hatte 1983 nach schreibenden Frauen in Südtirol Ausschau gehalten und ein Treffen von Schriftstellerinnen und Dichterinnen in der Gummer-Bar in Bozen organisiert.
Mit Gleichgesinnten aus unterschiedlichen Altersgruppen und Lebenszusammenhängen in der Gummer-Bar zusammenzutreffen, war für mich als Zwanzigjährige prägend.
Dort bin ich übrigens auch das erste Mal Anita Pichler begegnet.

Mit Anita Pichler zum Beispiel verband mich von da an eine befruchtende Freundschaft. Wir waren in dieser ersten, von Renate Mumelter organisierten Runde, übrigens Deutschsprachige und Italienerinnen, auch in den „sturzflügen“ waren Texte in beiden Sprachen abgedruckt, was für die damalige Zeit, in den „Apartheitsjahren“ der SVP, nicht selbstverständlich war.
1984 erschien dann, zusammengestellt von Renate Mumelter, in der „Andreas-Hofer-Nummer“ der „sturzflüge“, „ein puzzle in fortsetzungen“ – ein Literaturteil mit Texten von Frauen. Es gab bis dahin fast keine Einzelveröffentlichungen von Frauen in Zeitschriften, schon gar keine Buchpublikationen. In der Anthologie „Neue Literatur aus Südtirol“, die Gerhard Mumelter 1970 herausgegeben hatte, waren Texte von 23 Männern und einer Frau (von Margherita Mairhofer-Zander) abgedruckt. 13 Jahre später, in der darauffolgenden Anthologie Südtiroler Literatur, waren es gerade Mal 4 Frauen.

Gab es unter deinen literarischen Vorbildern auch Autorinnen und Autoren aus Südtirol?

Was ich bis dahin von Südtiroler Dichterinnen gekannt hatte, war sehr „heimatverbunden“ gewesen. Diese konventionellen Schreibweisen lehnte ich aufgrund ausgiebiger Lektüreerfahrungen schon in den Oberschuljahren ab. Ich hatte durch unseren schulexternen Literaturkreis im Gasthaus Roter Adler in Meran, der von unserem Deutschlehrer Ulrich Mathà initiiert worden war, schon mit 15 Jandl, Mayröcker, Rühmkorf und in der Folge auch die Gedichte von Kaser kennengelernt. Alles, was mit Blut und Boden, mit Geranien und im Abendrot glühenden Berggipfeln zu tun hatte, widerstrebte mir zutiefst. Ich erinnere mich noch genau, wie erschüttert ich war, als mein späterer Deutsch-Lehrer, Martin Loew Cadonna, im Herbst 1978 im Unterricht von N.C. Kasers Tod erzählte. Tumlers „Volterra Wie entsteht Prosa“ gehörte damals, in den späten 1970er Jahren, zu meinen Lieblingsbüchern.

M.O.: ***Wegzugehen schien wie selbstverständlich, und ist es auch heute noch. Doch es war oft grundsätzlicher, entgültiger, so scheint mir, und sicher nicht nur als Studienaufenthalt gedacht. Heute schieben sich die Länder mehr ineinander, das Unterwegssein und das Leben an mehreren Orten ist längst nicht nur für KünstlerInnen zur Lebensrealität geworden. (Vor der Pandemie zumindest.)***
So oder so aber war der Import der Forderungen, der Debatten und der Bewegungen nach Südtirol immer schon sehr wichtig für eine allmähliche Veränderung der

Sitatuion. Ein Zusammenwirken von Frauen vor Ort und solchen, die woanders waren, war essentiell – und ist es heute noch.. Wie hast du das erfahren? Woher kamen die Impulse?

S.G.: Einige der schreibenden Frauen lebten außerhalb Südtirols, die meisten studierten oder hatten schon ein Studium abgeschlossen. Diesen Aufbruch muss man auch in dem entsprechenden sozialen Kontext sehen: Das veränderte Selbstverständnis der Frauen kann nicht ohne die Frauenbewegung gedacht werden – und diese ist wiederum aus der Studentenbewegung hervorgegangen. **Südtirol hatte aufgrund einer fehlenden Uni keine studentische Protestbewegung, die modernen künstlerischen, emanzipierten, gesellschaftskritischen Positionen kamen im Wesentlichen von außen oder aus der italienischen Community – auch die Ideen und Forderungen der Frauenbewegung (wir hatten beispielsweise über die SH/Südtiroler HochschülerInnenschaft Kontakt zu Andreina Emeri oder Lidia Menapace beispielsweise).** Mit „außen“ meine ich auch den Import feministischer Tendenzen durch die Italienerinnen, die an italienischen Unis studierten. Die Italienerinnen waren aufgrund des höheren Bildungsstands in den Städten früher an den Unis und früher organisiert als die deutschsprachigen Südtirolerinnen, weshalb die erste Beratungsstelle AIED (Associazione italiana educazione demografica, 1971/72 entstanden) und auch das „Centro documentazione donna“ in Bozen auf die Initiative von Italienerinnen zurückzuführen waren.
Es fehlte lange an einer feministischen, emanzipatorischen Basis, vor allem unter den Deutschsprachigen, was auch die Retardierung der Literatur von Südtiroler Frauen erklärt. Südtirol war lange ein hauptsächlich agrarwirtschaftlich ausgerichtetes Land. Da blieb für Frauen, zumal auf dem Land, wo Kirche und Tradition noch eine weitaus größere Rolle spielten als in den Städten, wenig Spielraum. Kunstproduktion ist meist an einen höheren Bildungsweg geknüpft.

M. O.: ***Welche Startbedingungen hattest du oder musstest du überwinden?***

S.G. Ich bin väterlicherseits und mütterlicherseits die erste Akademikerin in der Familie. Ich bin die erste Generation, der es überhaupt möglich gewesen war zu studieren. Dass es leistbar geworden war, war eine Folge der österreichischen, sozialdemokratischen Bildungspolitik, deren Ziel und Wunsch es war, dass auch Arbeiterkindern oder Töchtern und Söhnen aus nicht-akademischen, nicht-wohlhabenden, nicht-bürgerlichen Familien der Zugang zur Universität geöffnet wird. Ich war als Germanistik-, Geschichte- und

Politikwissenschaftsstudentin in Innsbruck - und später Wien - den Österreicherinnen gleichgestellt und war damit studiengebührenbefreit. Ohne diese „Befreiung“ und ohne das Geld der Sommerjobs als Fabrikarbeiterin, Zimmermädchen, Küchengehilfin, Putzfrau und Altenpflegerin hätte ich nie studieren können. Mein Vater war Schriftsetzer gewesen, meine Mutter Hausfrau; sie hatten ein Haus gebaut und waren damals verschuldet.

M.O.: ***Wie war dein Werdegang als Autorin?***

S.G.: Ich hatte schon zu Oberschulzeiten in der Schülerzeitung Gedichte publiziert, erhielt im Alter von 18 Jahren einen ersten Lyrikpreis, 1985, als ich bereits in Innsbruck studierte, den RAI-Kurzgeschichten-Preis und war als Finalistin zu einem Lyrik-Wettbewerb nach Regensburg eingeladen gewesen. Diese Anerkennungen waren eine gewisse Bestätigung, sie machten mir Mut weiterzuschreiben. Allerdings merkte ich sehr schnell, dass ich in einen Bereich vorgedrungen war, in dem Frauen eher die Ausnahme waren. Ich erfuhr beispielsweise während meiner Studienzeit am Germanistik-Institut in Innsbruck von meinem Kollegen Josef Oberhollenzer, dass man über das Landeskulturamt in Innsbruck um ein Literaturstipendium ansuchen könne. Doch mein Treffen mit dem zuständigen Politiker oder Beamten – ich kann mich an die genaue Funktion von Dr. Fritz Prior nicht mehr erinnern – verlief desaströs. Während meine männlichen Dichterkollegen problemlos ihr Geld bekamen, fragte mich der Beamte lediglich, was ich denn so machte. Ich erklärte ihm, dass ich in Innsbruck Germanistik studierte und nebenher schriebe. Der Mann warf mich samt Ansuchen mit der Bemerkung „Dann werden Sie eh Lehrerin und haben ein regelmäßiges Einkommen und viel Zeit zum Schreiben.“ aus seinem Büro.
Dass ich diesen Satz bis heute nicht vergessen habe, zeigt, wie demütigend ich ihn empfunden habe. Auch mein Großvater väterlicherseits, immerhin viele Jahre Bürgermeister von Lana, fand mein Studium „sinnlos“, weil Frauen sowieso heirateten und verweigerte mir – im Gegensatz zu meinem Cousin, der aber das Studium leider nicht abgeschlossen hat – jede Unterstützung. Meinen Artikel in der ff zum Thema „Wehrmachtsausstellung“ viele Jahre später kommentierte er mit den Worten, ich solle nicht über eine Zeit schreiben, die ich nicht selbst erlebt hätte. Zu meiner schriftstellerischen Laufbahn sagte er nichts.
Die Widerstände gegen Frauen, die sich in Männerdomänen vorarbeiteten, waren damals ständig zu spüren. In mir weckte die Wut darüber den Kampfgeist.

M.O.: „Enemies are shaping you“, den Satz finde ich sehr wahr. Ein Kampfgeist schärft und formt ja auch das literarische Schaffen. Ein Großteil einer innovativen Literatur und Poetik,

wie sie sehr oft von Autorinnen geschrieben wird, hat mit der Erfahrung von Ungleichheit auf allen Ebenen zu tun, die sich ja auch in den Inhalten, den Stoffen und in den Narrativen manifestieren. Wer also von literarischer Tradition spricht, müsste die Tradition des Widerstands mitdenken, die ja prägend war für die Literatur und das Theater der Nachkriegsjahre. Es waren neben einzelnen AktuerInnen hauptsächlich die Sav, die damals diesen Geist aufgenommen und eingeführt hat. Wie kann ich mir die allgemeine Literaturszene in diesen Jahren vorstellen?

S.G.: **Historische Genauigkeit muß gerade in etablierten Kreisen immer wieder eingemahnt werden.**
Für mich boten der Verein der Bücherwürmer in Lana, in dem ich schon zu Oberschulzeiten mitgearbeitet hatte, aber auch die SAV eine Zeit lang ein Refugium, einen Ort des Austauschs und der Bestärkung. Gleichzeitig versuchten Literaturliebhaber wie der Geistliche Alfred Gruber, **der fraglos vieles für die Südtiroler Literatur getan hat**, mich sofort, nachdem ich erste Preise bekommen hatte, zu vereinnahmen. Ich hatte damals bewußt einen anderen Weg gewählt, wollte mit den konservativen Kreisen um Alfred Gruber und den Künstlerbund nichts zu tun haben. Mein Weg lief über den „Skolast“, die „sturzflüge“, den „Gaismair-Kalender“, die Lanaer Dorfzeitung „maulauf“, **die aus dem linken „Jugendkollektiv Lana“ hervorgegangen war,** später über das Wiener „wespennest“ und die Grazer Literaturzeitschrift „Manuskripte“. Ich habe nie in der „Distel“ oder der Nachfolgezeitschrift „Kulturelemente“ publiziert. 1999 habe ich deswegen öffentlich in der Tageszeitung „Dolomiten“ auf ein Interview mit Ferruccio Delle Cave geantwortet, in dem er auch mich in die Nähe der Alfred-Gruber-JüngerInnen gerückt hatte. Außerdem hatte ich nie an den von Alfred Gruber ins Leben gerufenen Literaturwettbewerben teilgenommen, obwohl das seit dem Tod des Geistlichen gerne behauptet wird. Ich habe auch für den von Alfred Gruber erfundenen Rubatscher-Preis nie Texte eingereicht, weil die Namensgeberin dem Nationalsozialismus nahegestanden hatte. Über die NS-Verstrickungen Franz Tumlers hatte man in Südtirol übrigens auch lange geschwiegen, erst in Wien hatte ich davon Kenntnis erlangt. Aber im Gegensatz zu Rubatscher war Tumler nach 1945 immerhin ein hochmoderner Autor geworden, der sich formalästhetisch von dem NS-Erzählduktus völlig entfernt hatte.

Aufgrund fehlender finanzieller Ressourcen war es mir lange nicht möglich gewesen, meinen Beruf frei auszuüben. Nach dem Studium unterrichtete ich bis 1992 vier Jahre an der Universität Venedig, dann mehrere Jahre Deutsch als Fremdsprache in Wien und anschließend arbeitete ich bis 2000 im Wiener Büro der Grazer Autorinnen

Autorenversammlung. Ich war also 37 als ich - mental unterstützt von meinem damaligen Lebensgefährten, dem bildenden Künstler Karl-Heinz Ströhle – den Sprung in die unabgesicherte Freiberuflichkeit wagte. Anita Pichler hatte ebenfalls lange an der Universität unterrichtet und erst die letzten Lebensjahre als freie Schriftstellerin gelebt, davor gab es meines Wissens keine freiberuflichen Dichterinnen und Schriftstellerinnen in Südtirol. Pichler und ich profitierten von den österreichischen, deutschen und schweizerischen Stipendien und Stadtschreiberstellen, konnten uns nur mit Hilfe regelmäßiger ausländischer Unterstützungen über Wasser halten.
Die Beihilfen aus Südtirol waren erst gar nicht, dann spärlich vorhanden gewesen, die Ansuchen sind bis heute mit einem erheblichen bürokratischen Aufwand verbunden.
Die GAV und SAV, aber auch die Interessensgemeinschaft Österreichischer AutorInnen interessierten mich mit zunehmendem Alter nicht mehr so sehr als Austauschorte, sondern vor allem als Orte gewerkschaftlichen Zusammenhalts. Im Laufe der Jahre wurde in Österreich eine Künstlersozialversicherung ins Leben gerufen, Stipendien blieben – unter Bundeskanzler Klima hart erkämpft – steuerfrei. Es wurden Mindesthonorarsätze und soziale Absicherungen gefordert. Heute bin ich zwar in keiner Autoren-/Autorinnenvereinigung mehr aktiv tätig, vertrete aber in der österreichischen Verwertungsgesellschaft für Literatur die „Literarischen UrheberInnen“.

S.G. Wann hast du mit dem Schreiben begonnen und es als Notwendigkeit begriffen?

M.O.: Ich wusste mit dreizehn, dass ich schreiben will, (weiß sogar noch genau den Ort und den Moment, als ich das beschloss.) Die ersten Texte waren vom Aufsatzschreiben geprägt, ich liebte es. Eine unglaublich starke Sehnsucht drängte mich, das, was mich umgab, zu Wort kommen zu lassen, zur Sprache zu bringen, durch die Sprachlosigkeit zu brechen und mich – und uns alle zum Sprechen zu bringen. Neben den mir selbst gestellten Aufsätzen schilderte ich Landschaften, schrieb Szenerien und Dialoge, dann Theaterstücke. Die gesprochene, adressierte Sprache, die Anwesenheit von anderen, das Hier und Jetzt, das schien unbewusst schon sehr entscheidend.

Wie war Deine familiäre Situation? Und mit welchen Hürden hattest du zu kämpfen? Gab es so etwas wie das Selbstverständnis einer freischaffenden Autorin oder Künstlerin?

M.O.: Die Verhältnisse meiner Herkunft (Feldthurns) waren nicht wesentlich anders als bei dir, obwohl uns etwa eine halbe Generation trennt. Ich war in der Verwandtschaft mütter- wie väterlicherseits die erste, die Matura machte, die studierte, (ohne es vorher zu wissen auch noch an einer Elite-Uni, dem Peter-Szondi-Institut in Berlin), und die in der bürgerlichen Welt des Theaters landete, auch hier ohne vorher zu wissen, wie zutiefst bürgerlich diese Welten waren. Ich traf an meinem Institut nur eine einzige Kommilitonin, deren Eltern Arbeiter waren. Und natürlich hatte ich den Anspruch, von meinem Schreiben zu leben. Auch hier ohne zu wissen, dass es maximal die zweite Generation von Frauen war, die das wagten.
Geschenkt die Vorstellung, wie sehr die Strukturen an männliche Autoren gewohnt waren.
Es waren lauter blinde Eintritte in andere Schichten, Klassen und Systeme. Mit Berlin ließ ich dann noch die katholisch geprägte Herkunft mit einer preußisch protestantischen Prägung zusammenprallen.
Die vielen unsichtbaren Hürden, über die ich stolperte, begriff ich jeweils beim Stolpern. Im Wesentlichen hatten sie damit zu tun, dass ich eine Frau bin, dass ich nicht aus einer bürgerlichen Welt komme, und dass ich mit meiner ganz anderen Sozialisation das Leben in Deutschland fortwährend kennenlernte, während ich es zugleich bewohnte. Berlin ist zwar sehr offen, aber jede Gesellschaft hat ihre eigene dichte Geschichte und Gegenwart.

Natürlich gab es im Dorf niemanden, der irgendein Talent an mir bemerkt hätte.
(Bei Jungs gab es den Pfarrer oder Lehrer, der bei dem einen oder anderen etwas „bemerkte“ und die Möglichkeit einer „höheren“ Laufbahn ins Spiel brachte. Auch wenn das oft zunächst das Pfarramt meinte, aber immerhin, es gab dieses institutionalisierte Auge.
Für Mädchen in dörflichen Verhältnissen gab es das auch zu meiner Zeit noch nicht. Vom ersten Zeugnis in der Volksschule bis zur fünften Klasse wurde stets der eine Satz über mich abgeschrieben: „Vorlaut und rege.“ Das war negativ gemeint.

Eine Art stille Übereinkunft aber gab es mit meinem Vater, mit dem ich oft in der Tür zur Bibliothek in Brixen zusammentraf, beide mit einem Stapel Bücher im Arm. Für beide war das Lesen ein kleines Versteck, für ihn in der Arbeit, für mich in der Schule. Es sind im Grunde die stillen, aber stabilen Brücken in die anderen Welten.

Improvisation und Freiheitsdrang schoben mich nach Bozen, wo ich die restlichen Oberschuljahre absolvierte. Es war ein sehr wichtiger erster, selbst getaner Schritt, der mich mit jungen Lehrerinnen zusammenführte. Sie waren die ersten Botinnen eines kritischen, feministischen Geistes, coole Frauen, die mich extrem ansprachen und die mich auch unterstützten.

Danach war alles aufs Weggehen und aufs Ausland gerichtet, erst London (wo ich für den Unterhalt so viel arbeiten musste, dass ich nicht studieren konnte), dann Wien, dann Berlin. Dort startete ich meine literarische Laufbahn, und der Einstieg ging schnell. Mit dem ersten größeren Theaterstück wurde ich Stipendiatin im Literarischen Colloquium Berlin, dann an der Akademie der Künste Berlin, dann kam die Akademie Solitude hinzu usw. Ein Theaterverlag bot sich sofort an, auch der WDR, bei dem ich nach wie vor meine Hörspiele schreibe. Nach dem Studium lebte ich ad hoc vom Schreiben. Inzwischen habe ich an die zwanzig Stücke geschriebne, die an über vierzig Theaterhäusern gespielt wurden.
Ich war lange sehr mit dem Theater verbunden, bin es noch immer, dem zugleich feudalsten, hierarchischsten und frauenfeindlichsten Betrieb.
Und ich suchte den literarischen Ausdruck in allem, auch mit bildenden KünstlerInnen, mit MusikerInnen, in der Prosa, im Essay und in der Theorie und Wissenschaft.
Aber im Theater hatte ich sicher die intensivsten Höhenflüge. Neben manchen Demütigungen. Es gab allerdings und gibt es immer noch: die Freundinnen und Freunde, mit denen ich eine tiefe künstlerische-politische Leidenschaft für die Möglichkeiten der Veränderung teile. Theaterhäuser performieren oft beides: sie formulieren den radikalen Wandel und verhindern ihn stoisch.

S.G. Die Frauenfeindlichkeit in der Theaterwelt war für mich ein Grund, das Genre weitestgehend zu vermeiden. Auch die Frage, die ich mir Anfang der 1990er Jahre in Venedig gestellt hatte, ob ich in erster Linie eine literaturwissenschaftliche Laufbahn an der Uni anstreben oder es gleich als freie Schriftstellerin versuchen sollte, beantwortete ich zugunsten des freien Schreibens, weil mir klar geworden war, dass die universitären Bereiche sehr hierarchisch strukturiert waren. Ich kann mich nur schwer unterordnen. Dass Du Dich der Theaterwelt ausgesetzt hast, hab ich damals mit bewunderndem Erstaunen verfolgt.

M.O.: Natürlich dachte ich, dass sich mit mir und mit meiner Generation alles ändern würde. Aber es zeigten sich wenigstens die Gräben mit aller Deutlichkeit.
Eine für mich sehr prägende Erkenntnis war, dass für manche, und diese sind durchgehend weiß und männlich, die Welt so stimmt, wie sie eingerichtet ist. Das mag für einige wenige so sein, aber das zu entdecken, hat mich verblüfft. Für mich hat die Wlet so nie gestimmt, und das ist ein wesentlicher Grund meines Schreibens.
Und dann gab es noch die Erkenntnis, dass du als Autorin in dem Augenblick, wo du politisch wirst, Widerstand erfährst; du kannst lange in poetischen Bildern über die Liebe schreiben, aber sobald du den Anspruch erhebst, die politische Debatte mitzubestimmen,

zeigt sich enormer Widerstand. Die Deutungshoheit über das politische Narrativ ist noch immer ein Zepter, das ungern aus der Hand gelassen wird. Ganz anders verhält es sich mit jungen männlichen Autoren, von denen wird der radikal politsche Geist sogar eingefordert oder draufprojeziert. Von einer jungen Autorin wird erstmal alles bezweifelt. An der Stelle beginnt also ein neuer Kampf.

Ich sehe es als ein Privileg, dass ich als Künstlerin und Autorin leben und arbeiten kann. Und es tut mir für dieses erkenntnisbegierige Mädchen, für diese junge wagemutige Frau, und für die Frau, die ich heute bin, ewig leid, dass immer wieder Männer in Machtpositionen glaubten, sie erpressen, über sie zu bestimmen, sie beurteilen und über sie richten zu können. Im Grunde beginnt darin schon der Machtmissbrauch.

S.G.: Wir sind privilegiert in Hinblick auf die meisten Schriftstellerinnen vor uns, die noch zu Zeiten lebten, als ein sexuell selbstbestimmtes Leben ohne Rollenzwang mit politisch-gesellschaftlicher Mitbestimmung und eigenem Einkommen nicht möglich war. Analysiere ich heute die Curricula von Kolleginnen und Kollegen meines Alters, sehe ich noch immer schichtenbezogene eklatante Unterschiede, die sich im literarischen Selbstverständnis aber vor allem im Umgang mit der Öffentlichkeit spiegeln. Manche schaffen es, sich vom Milieu ihrer kleinbürgerlichen, ärmlichen Herkunft zu befreien, sie gehen wie Didier Eribon in *Rückkehr nach Reims* ihren Weg, andere stolpern ein Leben lang von Zweifeln geplagt über sich selbst. Ich glaube zum Beispiel nicht an den Individualismus und die Chancengleichheit, denn Bildungsvorsprung und ökonomische Besserstellung lassen sich nur in Ausnahmefällen „aufholen“.

M.O. Das glaube ich inzwischen auch.
Aber welche Umwege die Literatur bisweilen machen muss, bis sie sich endlich durchsetzt mit einer Sicht, die allen die Augen öffnet. Die Bedeutung der sozialen Herkunft wurde in Deutschland erst mit Didier Eribon, also einem in Frankreich lebenden Autor, radikal neu gestellt. Also nicht etwa über eine in Deutschland lebende türkische oder polnische Autorin beispielsweise. Und er, der die grundlegenden Erkenntnisse seines Buchs auf das Werk von Annie Ernaux zurückführt, bewirkt, dass sie endlich auch ins Deutsche übersetzt wird. Ernaux hatte mit ihren Büchern bereits in den 70er Jahren die soziale Herkunft radikal ins Zentrum gerückt, und sie hat dafür eine eigene literarische Form geschaffen. Die deutschsprachige Literatur der 80er, 90erJahre wäre eine andere, hätten wir damals schon Annie Ernaux gelesen.

S. G. Ich hatte mich bisher nicht mit der Rezeptionsgeschichte der Bücher von Ernaux befaßt, das ist ein äußerst interessanter Hinweis, den du gibst, und er zeigt wieder einmal, wieviele Umwege Frauen gehen müssen, um an das gleiche Ziel zu gelangen.

M.O.: Erschreckend daran ist, wie viele grundsätzlich neue und wichtigen Ansätze von KünstlerInnen im Sand verliefen oder erst dann wahrgenommen wurden, wenn sie von einem männlichen Künstler oder Theoretiker übernommen wurden. Meist natürlich, ohne deren Urheberinnen zu nennen.
Auch in deinen Büchern spielt die soziale Herkunft eine Rolle, wie bist du vorgegangen?

S.G.: Sozialisation ist fraglos prägend. Ich habe als Schreibende oftmals Figuren erfunden, welche die „Perspektive von unten" einnehmen, habe versucht, jenen – vor allem Frauen - eine Stimme zu geben, deren Kulturleistungen geringgeschätzt wurden, hab nach ästhetischen Verfahren gesucht, welche die überlieferten Literaturkonzepte in Frage stellen oder konterkarieren. Arbeitete ich als junge, 20-jährige Schriftstellerin noch sozial engagiert und sprachlich intuitiv, rückte mit zunehmender Lektüre- und Schreib-Erfahrung die Form in den Mittelpunkt. Ich halte die Literatur von Frauen, welche sich vom Selbsterfahrungs- und Befindlichkeitsduktus befreit und diesen notwendigen Bewusstwerdungsprozess hinter sich gebracht haben, meist für spannender als die Literatur von Kollegen, die fraglos – auch und vor allem in Südtirol! -auf eine männliche Literaturtradition zurückgreifen oder darauf reagieren konnten. Die „Brixner Rede" (N.C. Kaser) ist der Text eines Mannes, der auf eine durch und durch männliche Literaturtradition reagiert.

M.O.: Ich finde den Hype auf N.C. Kaser, der ein paar Gedichte verfasst hat und sich dann im Suff ertränkt hat, schon ziemlich überzogen und frage mich ernsthaft, womit das eigentlich zu tun hat. Literarisch hat er für mich keine Rolle gespielt und ich frage mich, für wen er das hat. Radikalität ist ja nicht immer innovativ und auch nicht immer progressiv.

S.G. Ich sehe gerade in dieser fehlenden innovativen weiblichen Tradition und in dem durch die Erfindung des Internets bewirkten grundlegenden Wandel der Mediennutzung eine große Chance für Schriftstellerinnen.
Und ich hoffe, dass künstlerische Freiheiten, die hart erkämpft worden sind, durch falsch verstandene Cancel Culture oder Political Correctness nicht wieder zunichte gemacht werden.

Noch bemerke ich derartige Reglementierungen hauptsächlich in Diskussionen nach Lesungen, aber es sollen inzwischen auch Verlage Manuskripte ablehnen, in denen sie beleidigende oder diskriminierende Standpunkte vermuten lassen. Kunst muss alles dürfen!

M.O. Wann immer sie es vermag, die Augen zu öffnen, und Sensibilität zu schaffen für das unsichtbar Gehaltene, bis es irgendwann angesehen werden kann.

S.G. Was hat dich motiviert, für die SAAV im Vorstand zu arbeiten?

M.O. Mit Peter Oberdörfer kuratierte ich das eine oder andere gemeinsame Sav-Projekt, z.B. ein kleines ungarisches Literaturfestival in Bozen. Die Szene in Südtirol hatte ich aber, bis ich als Vorsitzende angefragt wurde, nicht so genau ins Auge gefasst, aber ihre Institutionen waren mir natürlich sehr bekannt. Immer schon deutlich anders, nahbarer, innovativer und origineller waren die Leute in der Sav.
Als ich mich entschied, den Vorsitz anzunehmen, sah ich lauter Lücken, die zu füllen mich reizte. Ich sah die Lücke einer sichtbaren, einer politisch wachen und wachsamen KünstlerInnen- und AutorInnenposition, die als Vereinigung gegenwärtig ist. Dass es eine *Vereinigung* ist und kein Verein, sondern AutorInnen, die aus ihrer Perspektive diese kulturpolitische Position formen und definieren, finde ich außerdem sehr entscheidend. Angesichts der letzten großen globalen Krisen, (und inzwischen sind sie durchwegs global, global verursacht und also auch global zu besprechen), vermisste ich eine linke oder progressive Institution, die reagierte, die Stellung bezog, und die nicht den rechten Angstmachern das Feld überließ. In allen Ländern, Städten, Regionen sah ich künstlerische und literarische Gruppierungen, die aktiv sind. Wo gab es die in Südtirol, die in Krisen, gesellschaftlichen Zerreißproben, politischen Veränderungen, in denen wir ja fortwährend stecken, den Diskurs mitbestimmten? Und die beanspruchten, gesellschaftlichen Wandel zu beeinflussen, mit Kunst, mit Literatur, mit adäquaten Formen der Auseinandersetzung.
Die frühere Sav ging aus linken Zusammenhängen hervor, sie hatte ihre Gründe, eine Gegenposition zu formulieren, im progressiven Sinne und radikal links-demokratisch: Literatur und Kunst muss allen gehören. Sie muss Ausdruck für alle sein können, die sich darin ausdrücken wollen. Kritisch, gegenüber den Hierarchien, kritisch gegenüber allen Ungleichheiten, und dazu gehört ein feministisches Bewusstsein, das auch mit Dir und Renate Mumelter immer präsent gehalten wurde. Dass ihr damals bei der Vollversammlung in Neustift dabei wart, war auch entscheidend für mich, den Vorsitz zu übernehmen und ein gewisses Erbe weiterzuführen.

Wie nimmst du die Entwicklung der inzwischen neu aufgestellten SAAV wahr?
S.G.: Die SAAV, wie ich sie in der letzten online-Sitzung wahrgenommen habe, agiert in meinen Augen weitaus professioneller und vor allem transparenter als die alte SAV, die noch – wenn ich das so salopp ausdrücken darf - „vor sich hin gewurstelt“ hat. Das meine ich im übrigen gar nicht abwertend; es gab keine bezahlte Infrastruktur. Die Vereinigung lebte vom Idealismus und dem selbstlosen Engagement einiger weniger. Hervorzuheben sei die Arbeit von Georg Engl, der viele Jahre die Redaktion der sturzflüge und die Koordination der SAV geleitet hat.
Ich selbst habe mich in den letzten Jahren zu wenig um die SAV beziehungsweise SAAV gekümmert, ihre Entwicklung zu wenig verfolgt, um eine aktuelle Analyse liefern zu können. Mir fiel auf, dass alle extrem höflich und wertschätzend miteinander umgehen. Das ist äußerst erfreulich, andererseits scheint es keinen Dissens mehr zu geben, keine kontroversen Diskussionen.

M.O.: Diesen Anschein mag auch die Zoom-Konferenz und eine ziemlich durchorganisierte Vollversammlung erweckt haben. Wie soll ein guter Streit gehen im Zoom, ohne dass er entgleißt? Aber vieliecht ist da auch was dran: dass wir uns allgemein in sehr konsensorientierten Programmen aufhalten.

S.G.: Ich erinnere mich an frühere SAV-Sitzungen, in denen heftig debattiert wurde, wofür und in welcher Höhe z.B. die vorhandenen Subventionsgelder ausgegeben werden sollen, wieviel von dem Geld für den Druck der „sturzflüge“ und wieviel für Veranstaltungshonorare reserviert werden soll.
Die unterschiedlichen Interessen waren damals schon stark davon abhängig, ob jemand ein fixes Einkommen hat oder freiberuflich als Schriftstellerin zu überleben versucht.
Für jemanden, der bei der RAI oder als Lehrer ein Einkommen bezieht, ist das Lesungshonorar nicht überlebenswichtig. Ich kann mich erinnern, dass einzelne in den 80er und 90er Jahren auch bereit waren, gratis zu lesen. Wer regelmäßig ein Gehalt bezieht, kann sich schwer vorstellen, was es heißt, von den verkauften Büchern, Lesungen, Radiosendungen und Publikationen in Zeitungen zu leben.

M.O.: Dieser Punkt ist in der heutigen Saav kein Thema mehr, darin herrscht zweifellos Klarheit. Aber eine seltsame Entwicklung verfolge ich z.B. bei Südtiroler Medien und den Online-Diensten, wo es bald salonfähig wird, dass kein Honorar ausbezahlt wird.

S.G.: Da gibt es in Südtirol Aufklärungsbedarf. Dass Interviews zu Neuerscheinungen noch als Werbegespräch durchgehen, ist nachvollziehbar, aber ich weigere mich inzwischen, Artikel oder Essays abzuliefern, die nicht entlohnt werden.
Literarisches Schreiben war – wie wir wissen - lange nur Wohlhabenden möglich, in manchen Staaten, welche die Kultur der öffentlichen Lesungen nicht kennen oder kaum Stipendien zur Verfügung stellen, ist es noch heute vorwiegend ein Beruf der Bürgerlichen. Alle, die ernsthaft versucht haben, Literatur zu verfassen, wissen, dass es „nebenher", sozusagen als Nebenbeschäftigung, kaum möglich ist. In einer Veranstaltung hat man mir einmal widersprochen und Kafka als Beispiel genannt. Nun lässt sich gerade an diesem Schriftsteller zeigen, dass er in einem bürgerlichen Umfeld mit Dienstboten gelebt und geschrieben hat. Er musste sich weder um das Bügeln seiner Hose noch um die Essenszubereitung kümmern. Seine juristische Tätigkeit an der Arbeiter-Unfall-Versicherungsanstalt war eine mit „geringer Frequenz" – wie es damals hieß. Er war um 14 Uhr aus der Anstalt draußen. Eine Frau, die auch nur halbtags arbeitet, ev. auch noch Kinder großzieht, und im Glücksfall sich die Hausarbeit mit jemandem teil, wird kaum Zeit für das Verfassen eines anspruchsvollen, dickeren Romans finden.

M.O.: Das galt insbesondere für Autorinnen. Viele Autoren konnten trotz Familie gut Romane schreiben, weil ihnen der Rücken von den Frauen freigehalten wurde. Den Support bekamen sie obendrein. Und vielleicht konnte auch nur so ein Hauptberuf daraus werden. Heute seh ich‘s in manchen Fällen umgekehrt, da unterstützt der Mann seine Frau als Schriftstellerin, und ich bemerke: auch er kommt, so wie die Frau damals, zu fast nichts anderem mehr. Oder eben keine Familie. Viele hauptberufliche Künstlerinnen und Autorinnen, aber auch in anderen Bereichen wie in der Wissenschaft, im Journalismus u.a. verzichteten auch deshalb auf Kinder.

S.G.:
Zudem hat sich die Rolle der SchriftstellerInnen sehr verändert. Die Vermarktungsmaschinerie ist äußerst zeitaufwendig, und die sogenannten Serviceleistungen, die wir für unsere Bücher erbringen sollen, damit der Verkauf angekurbelt wird, werden immer mehr und entfernen sich immer weiter vom eigentlichen Text.

Für mich haben Autorinnen- und Autorenvereinigungen vor allem die Funktion, den Beruf der Schriftstellerin und des Schriftstellers zu stärken. Die Sinnhaftigkeit der Kunst- und Literaturproduktion, der Kultur generell, wird sowieso ständig - in Krisenzeiten besonders vehement - in Frage gestellt. Die Kunst wird bedauerlicherweise von vielen nicht als

„systemrelevant“ gesehen. SchriftstellerInnen, die ohne Honorar auftreten, unterminieren das ohnehin angeschlagene Image des Schriftstellers/der Schriftstellerin noch mehr.

Während der Pandemie haben sich in Österreich zahlreiche Kulturschaffende zu Wort gemeldet und einen Rettungsschirm für die Kulturbranche gefordert – das ist auch Aufgabe von Autorinnen- und Autorenvereinigungen, nämlich geschlossen für finanzielle Kompensationen einzutreten und auf die Wichtigkeit von Kultur und insbesondere Literatur hinzuweisen.

M.O.: Viel Grundsätzliches wurde durch die Vorgängerinnen in der Sav erreicht, beispielsweise die Anerkennung von Südtiroler AutorInnen im Ausland, und du hast Recht: in richtigen Krisenzeiten wie jetzt, können Grundsätze schnell ins Wanken geraten, und das war kurz auch der Fall in diesem Punkt, als die Hilfsmaßnahmen nur Ansässigen zustehen sollten.
Und zugleich geht es auch um eine Menge Verfeinerungen: Der radikale Gestus in der Forderung von Grundsätzlichem, weicht zuweilen dem leiseren Dialog, und auch das kann funktionieren, wenn wir es mit vertrauenswürdigen Kultur-PolitikerInnen zu tun haben. Wir werden als Korrektiv und Dialogpartner ernst genommen. Allerdings müssen genaue Grenzen eingehalten werden, um nicht zum ausführenden Organ der Politik zu werden, wie das in der Vereinspolitik der SVP traditionell die Praxis ist.
Zurzeit gelingt es uns, komplexere Einblicke in die Realität von AutorInnen zu vermitteln, Veränderungen anzuschieben. Ich wünsche mir, dass auch in Südtirol bald nicht mehr eine hauptsächlich männliche Literatur das kulturelle Gedächtnis bestimmt. Dafür stehen einzelne ein, beispielsweise Du und Renate Mumelter, und dafür kann eine AutorInnenvereinigung einstehen.